

Homesetting, eine Kindergeschichte

P. Süssstrunk

Haus- und andere Besuche sind wieder möglich.

Nach neueren Ansichten muss Psychotherapie, gerade Verhaltenstherapie, nicht mehr unbedingt im Sprechzimmer oder Therapieraum stattfinden: Der Therapeut kann zum Beispiel einen Patienten mit Angststörung an den Ort, wo die Angst auftritt, begleiten, zum Beispiel, damit nicht nur immer die Angst, als doch eher unangenehme Begleiterin und schlechte Beraterin, dabei ist, die zudem zur Übertreibung und dazu neigt, den Betroffenen in die Defensive und in vermeintlichen Zugzwang zu versetzen.

So auch Familientherapie, die allenfalls versuchsweise in die Wohnstube, so kleinbürgerlich diese eingerichtet sein mag, verlegt werden kann, nicht nur im Sinne eines gelegentlichen Augenscheins, wie ihn im Fall einer Scheidungsfamilie vielleicht schon der Scheidungsrichter mit seinem Mitarbeiterstab vorgenommen hat, um sich für pauschal satte 700 Franken kurz, aber konzentriert an Ort und Stelle zu überzeugen, dass die nunmehr alleinwohnende, wenigstens alleinerziehende Geschiedene sich zurechtfindet und mit der Unterhaltszahlung und einem allfälligen Nebenverdienst tatsächlich auskommen kann.

Gelegentlich ist, wenn man also wie eine im Stundenlohn tätige, wenn auch eher für Psychohygiene zuständige Reinigungsangestellte, ohne dass der Respekt immer viel grösser ist, an der betreffenden Wohnungs- oder allenfalls Haustür läutet, die Mutter, wenn zum Beispiel eben alleinerziehend, noch nicht da, und es öffnet ein Kind, das einen vorerst hereinbittet etwa mit der Angabe, die Mutter, die noch stundenweise über mittag als Serviertochter amtiert, sei etwas verspätet oder auch gerade noch unten in der Waschküche. Man nimmt Platz, zum Beispiel am zum Arbeitstisch umdisponierten Esstisch, wo das Kind, worum man es beim letzten Termin gebeten hat, schon eine Sammlung von seinen Zeichnungen aufgeschichtet hat oder wo ein wirrer Stapel von Rechnungen und Einzahlungsscheinen verschiedener Farbe und Formats, zuoberst zum Beispiel ein Mahnschreiben, liegt, daneben ein grundlos blinkendes Natel; und es ist still, im Zimmer riecht's ein wenig nach Blumenkohl, was mit der Therapie nichts zu tun hat.

Das Kind, wenn es nicht gerade schon selbst die Therapie, die es rasch und mit einem unglaublichen praktischen Improvisationsvermögen wie ein neues Spielzeug verstanden hat, beginnt, indem es zum Beispiel, vorerst noch in von ihm selbst bestimmter räumlicher Distanz, im Therapeuten den Vater sieht oder ihn auf die Probe stellt, den Vater, der leider bei einer bestimmten Verhaltensweise des Kindes zu Ohrfeigengeben neigte, und indem es nun, immer noch in sicherer Distanz, diese Verhaltensweise anbietet, die sich infolge der etwas ungünstigen Ohrfeigengeschichte schon leicht verwickelt hat und dabei unabsichtlich erst recht herausfordernd wirkt – also, das Kind hat sich in sein Zimmer begeben, vielleicht da ihm für einen solchen übergangslosen Therapiebeginn der Therapeut doch noch etwas verdächtig vorkommt, so ohne den grossen Schutz seiner über alles geliebten Mutter. Aber es hat die Tür seines Zimmers offen gelassen.

Wozu? Vielleicht damit der Therapeut hört, was es tut, und nicht für gutes Geld einfach Pause macht, bis alle da sind. Das Kind redet mit sich selbst, für sein Alter etwas ungewöhnlich, die Mutter hat's schon früher berichtet; es ist 11jährig, besucht eine Spezialschule, weil es auffallend ablenkbar ist, während sein Vater, der ein- oder zweimal in eine der Gesprächssitzungen platzte beziehungsweise eingeladen war, ebenso auffallend fast krankhaft pedantisch ist und sich daher nie ablenken lässt, als könnte er sonst nie mehr zurückfinden. Das Kind redet in seinem Zimmer bei offener Tür mit sich selbst oder stellt sich vielleicht vor, die Mutter, auf die es jetzt tagsüber, häufiger als vor der elterlichen Trennung verzichten muss, sei dabei. Es redet und holt, anders als der Vater, sehr weit aus und findet jedesmal treffsicher wieder zurück. Es erzählt Geschichten. Der allzu auf jeden sinnlichen Eindruck in der Umgebung hin ablenkbare Spezialschüler, der keinen Intelligenztest durchhält und jedesmal Antworten gibt, die nur er versteht und nur seine Mutter erklären kann, ist, wie es scheint, fast bis zuoberst mit Geschichten angefüllt, veritablen, heiteren bis heitersten, dann todtraurigen, tragischen Geschichten, mit deren allfälliger Tragik er aber sehr unzimmerlich umgeht. Der Therapeut darf heute zuhören, wird unterhalten und erst noch dafür bezahlt: Erstens die Geschichte vom Bauern Silvio, der es nicht duldet, dass eine seiner Kühe jedesmal draussen auf der Wiese übernachten möchte, wenn es Abend wird, während die anderen im stickigen fensterlosen Stall langsam sterben und bald keine Milch mehr liefern, von deren Verkauf aber Bauer Silvio lebt. Nur noch die Kuh, die sich da heraushalten möchte, als wäre sie besonders, gibt genügend Milch. Aber Silvio duldet keine Ausnahme, sonst scheint seinem Weltbild der nackte Untergang sicher. Lieber verarmen bei fehlendem Milchhandel als das. Bis der Tierarzt erscheint und dringend anordnet, der Stall sei zu vergrössern und mit riesigen Fenstern zu versehen, die gelüftet werden können, und den Kühen sei der nächtliche Aufenthalt im Freien auf Wunsch vorbehaltlos zu gestatten, sonst gebe es keine Milch und da gebe es nichts zu melken.

Korrespondenz:
Peter Süssstrunk
Stauwehrstrasse 25
CH-5012 Schönenwerd

Oder die Geschichte vom Herrn Stadtrat, der das Alpamare in Pfäffikon besucht, um sich Notizen zu machen, ganz im Sinne eines persönlichen Augenscheins: Er möchte auch für seine Stadt ein Alpamare, da er's ungerecht findet, dass Pfäffiker selbst es vor der Tür stehen haben, während ein Städter meilenweit nach Pfäffikon zu fahren und vielleicht ja auch gar kein Auto hat. Nun knipst der Stadtrat im Alpamare Fotos wie ein Japaner, der sich gern in unseren Fabriken umsieht, um mit den gewonnenen Kenntnissen und Fotos nachhause zu reisen für den Fall, dass dort die Fabriken nicht schon viel moderner sind, und macht wie gesagt Notizen: Höhe 15 Meter und so weiter, Notausgang mit guter Signalisation für alle Fälle und so weiter, und als er damit etwas verspätet zuendegelangt und endlich zufrieden ist, merkt er erst, dass alle Besucher längst gegangen sind, da das Alpamare heute, wegen Beginns der dreiwöchigen Betriebsferien, ausnahmsweise früher geschlossen hat, und der Notausgang ist zwar bestens signalisiert, aber ebenfalls verschlossen, damit keiner ihn als Gratiseingang benützt. Der Herr Stadtrat kann tatsächlich von innen an der Glastür des Eingangs in umgekehrter Schrift lesen: «Betriebsferien». Auch das Personal hier muss einmal Pause haben, das versteht sogar ein Kind. Der Ratsmann verbringt die Nacht im Alpamare, und jemand hat vergessen, die ständig noch blinkende Leuchtschrift über der ohnehin fest abgeschlossenen Tür des Notausgangs, ohne den es jetzt ebensogut ginge, für drei Wochen auszuschalten. Die Nacht wird zum Albtraum, und die Leuchtschrift über dem Ausgang beschränkt sich darauf zu blinken. Das Alpamare wird zum Aquarium, in dessen Blinken man ertrinken kann. Bis andernmorgens

tatsächlich der Friedhofsgärtner, der mit Velo auf dem Weg zum Friedhof am Alpamare vorbeikommt, den entmutigten Stadtrat, den er nicht kennt, hinter dem Glas der Eingangstür gestikulieren sieht. Der fremde Herr Stadtrat aus der Stadt wäre fast gestorben, so das Geschichtlein, und hat nun plötzlich den Mut, es gar nicht mehr so ungerecht zu finden, dass in seiner Stadt kein solches Alpamare steht. Ungerecht findet das eigentlich nur das Kind, das sich selbst Geschichten erzählt bei offener Tür des Kinderzimmers: Auch die Geschichte von der Frau, in deren Innern ein Stück abgebrochen ist, und das Stücklein tut so, als gehöre es nicht zu ihrem Innern und sei durchaus etwas Anderes, lässt sich nichts mehr sagen, schwirrt in ihrem Innern oder hinter dessen Rücken herum, versteckt sich und spricht einmal mit verstellter Stimme wie Sankt Nikolaus zu der armen Frau, spielt ein anderes Mal ihre Zwillingsschwester, die es gar nicht gibt, und treibt böse Streiche wie Max und Moritz in einer Person und bis zum bösen Ende. Die Frau fühlt sich bald verloren auf der Welt, und aus dem scheinbaren Scherz wird bitterer Ernst: Es fehlt ihr das Stücklein ihres Innern, das, statt wie vorher in ihrem Dienst zu stehen, sich verändert und zunehmend arrogant und charakterverdorben wird. Ihr Mann beginnt, die Frau zu schlagen, da ihr die Kraft, ihn zurückzuweisen, fehlt, so mit einem zerbrochenen Krug im Innern, der nicht zusammenhält. Zum Glück findet die prognostisch unsichere Sache ein Ende: Die junge Mutter trifft atemlos ein, nicht mit einem Krug, sondern einem Korb voll frisch getrockneter Wäsche, begleitet vom älteren Bruder des Kindes, der ihr beim Abnehmen der Wäsche half. Beginn der Therapiesitzung.